

nur chemisch ganz reines Quecksilber. Auch prüfte ich die Platineinschmelzungen und das Röhrenmaterial auf etwaige Verunreinigungen. Die Analyse des Wandbeschlags nach längerem Betrieb der Röhre ergab außer Platin und Quecksilber eine Anzahl anderer Elemente, von denen einstweilen nur soviel gesagt sein soll, daß sich darunter spurenweise auch Gold befindet. Das Auftreten röhrenfremder Elemente ist übrigens bereits nach kurzem Betrieb der Röhre durch spektralanalytische Vergleichsaufnahmen festzustellen. Die damaligen und neueren Resultate habe ich, teils weil ich eine unabgeschlossene Arbeit nicht veröffentlichen wollte, teils aus vaterländischem Interesse nicht publiziert. Ich habe aber meine Ergebnisse in mehreren Patentanmeldungen (G. 56 485 IV/12h und G. 58 940/21g19) niedergelegt. Die Patentanmeldung G. 58 940/21g19 wurde laut Beschluß des Reichspatentamts am 3. April 1924 im Patentanzeiger veröffentlicht. Ich überlasse es der Fachwelt, darüber zu urteilen, inwieweit die Arbeiten Miethes und Stammeichs mit den meinigen übereinstimmen.

Viel wichtiger als die Frage der Priorität scheint mir indes die für die deutsche Wissenschaft und Industrie sich ergebende Zukunftsaufgabe zu sein: alle Kräfte anzuspannen, um zu einem wirtschaftlichen Resultat zu kommen, einem Resultat von einer Tragweite, wie sie die Welt heute noch nicht ahnt. [A. 189.]

Über ein Vorkommen von Uranpecherz in Bayern¹⁾.

Von Prof. Dr. F. HENRICH.

Aus dem Chemischen Laboratorium der Universität Erlangen.

(Eingeg. 12./8. 1924.)

Bekanntlich zeigen die Wässer und Gesteine Bayerns in den Granitgebieten oft erhebliche, zum Teil starke Radioaktivität. Alles weist darauf hin, daß sie von Uranverbindungen stammt. Das verbreitetste Uranerz, die Pechblende, wurde in den geologisch verwandten Gebieten Sachsens und Böhmens schon längst in größeren Mengen gefördert, in Bayern hatte man sie bisher mit Sicherheit noch nicht auffinden können. Noch 1911 sagt L. von Ammon in einem Aufsatz „Über radioaktive Substanzen in Bayern“²⁾: „Für Bayern ist der sichere Nachweis ihres Auftretens leider noch nicht erbracht“. Dem Unterzeichneten sind mehrmals kleine Mineralstücke mit schwarzen Einschlüssen vorgelegt worden, die als Pechblende angesprochen wurden. Sie erwiesen sich aber weder chemisch noch mineralogisch als solche. Vor einiger Zeit wurden mir vom Kustos der mineralogischen Sammlung des bayerischen Staates Dr. Mieleitner, eine geringe Menge von granitischem Mineral zugesandt, das kleine Einschlüsse eines schwarzen Minerals von muscheligen Bruch enthielt. Um diese Einsprengungen befand sich ein feiner gelber Überzug, der Rutherfordin hätte sein können. Dies und wenige andere, inzwischen verlorengegangene Stücke, waren von Dipl.-Ing. A. Scholz aus Regensburg am Barbara-Stollen des Wölsenberges aufgefunden und als Uranpecherz angesprochen worden. Es war aber der Nachweis chemisch wie radioologisch noch zu erbringen. Die zur Verfügung stehende, aus dem Granit ausgebrochene Mineralmenge war sehr gering und von Gesteinsteilchen nicht völlig zu trennen. Gepulvert betrug sie 1,1 g.

¹⁾ XI. Mitteilung zur Kenntnis der Wässer und Gesteine Bayerns (im Auftrag einer ministeriell eingesetzten Kommission ausgeführt). X. Mitt. in „Nutzbare Mineralien, Gesteine und Erden in Bayern“, 1923, S. 173.

²⁾ Geognostische Jahreshefte 23, 191.

Diese Mineralmenge wurde zunächst mit mäßig konzentrierter Salpetersäure ausgezogen, wobei die Hauptmenge mit gelber Farbe in Lösung ging. Es blieb ein Rückstand von 0,15 g, der zunächst nach Zusatz von konzentrierter Schwefelsäure durch die Ätzprobe auf Flußspat geprüft wurde. Nachdem diese Probe ein negatives Resultat ergeben hatte, wurde Flußsäure zugegeben und eingedampft, um eventuell vorhandene Kieselsäure zu entfernen. Nach dem Abrauchen der Schwefelsäure wurde dann der Rückstand mit Salzsäure ausgekocht. Unlöslich war eine geringe Menge Material, die sich als Bariumsulfat erwies. Die salzsaure Lösung schied beim Eindampfen Kristalle ab, die Chlorblei waren. Im Filtrat waren noch Spuren von Lithium spektralanalytisch nachweisbar, von dem es unbestimmt ist, woher es stammt.

Die gelbe Lösung in Salpetersäure wurde mehrmals mit Salzsäure eingedampft, um eventuell noch vorhandene Kieselsäure unlöslich zu machen, dann mit verdünnter Salzsäure aufgenommen und nun auf 100 ccm aufgefüllt. 10 ccm dieser Lösung wurden eingedampft, bis die Lösung noch schwach sauer war, und Uran und noch vorhandenes Eisen in der üblichen Weise getrennt. Der quantitativ abfiltrierte und ausgewaschene Niederschlag von Ammoniumurat wurde verascht und im Sauerstoffstrom bis zur Gewichtskonstanz geglüht. Es hinterblieben 0,0559 g U_3O_8 , die alle Reaktionen des Urans zeigten. Daneben wurden noch 0,0126 g Fe_2O_3 isoliert. Das U_3O_8 war sehr stark radioaktiv: 0,5 g zerstreuten auf 2 qcm, in sehr dünner Schicht verteilt, in einem Elektroskop von der Kapazität 8,9 cm in 60' 7277 Volt.

Um das Verhältnis von Radium zu Uran zu bestimmen, wurden 50 ccm obiger Uranlösung in einen Rundkolben gegeben mit reichlich Salzsäure, die über Chlorbarium destilliert war, versetzt und das Ganze nach dem Auskochen (zur Entfernung der Emanation) einen Monat lang stehengelassen. Dann wurde die neugebildete Emanation wieder ausgekocht, in ein Schmidtsches Elektroskop gebracht und der Emanationsgehalt aus dem Voltabfall bestimmt. Er wurde verglichen mit dem, den eine Radiumnormallösung der Reichsanstalt im gleichen Elektroskop erzeugt. Aus den beiden Werten berechnete sich, daß das Verhältnis von Ra : U in der Mineralprobe dem Zerfallsgleichgewicht beider entspricht. Es ist damit der Nachweis von Uranpecherz in Bayern mit aller Sicherheit erbracht.

Geh. Rat Prof. Dr. Lenk danke ich auch an dieser Stelle bestens für mineralogische Beratung.

Mit Mitteln, die mir aus dem Japanausschuß der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft gewährt wurden, konnte ich Ergänzungen der Apparate für die Untersuchung auf Radioaktivität ausführen lassen. Auch an dieser Stelle sei bestens für die Gewährung dieser Mittel gedankt. [A. 188.]

Über die Wärmezersetzung einiger reiner Metallacetate.

Von WALTER KRÖNIG.

Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung
Mülheim (Ruhr).

(Eingeg. 12./5. 1924.)

Bei den Arbeiten im hiesigen Institut über Synthol¹⁾ hatte sich die Frage erhoben, ob es nicht möglich sein sollte, die bei jenem Prozeß sich bildenden Säuren, unter denen sich Essigsäure in großer Menge findet, durch Zusatz irgendeines Metalloxyds oder -carbonats zum Kon-

¹⁾ B. 56, 2431 [1923]; Brennstoffch. 4, 277 [1923].